LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Das

Römische Lehrgedicht

bis zum Ende der Republik

von

Reinhold Knobloch.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Klosterschule Roßleben.

Halle,
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses.

1881.

1881. Progr. Nr. 210.

Das römische Lehrgedicht bis zum Ende der Republik.

Wenn wir uns der allgemein üblichen Ansicht anschließen, daß jede Gattung von Poesie ihren eigentlichen Zweck in sich selbst haben müsse, so werden wir Bedenken tragen die didaktische Poesie unter die eigentlichen Formen der Kunst mit einzurechnen. Wie schon ihr Name besagt, verbindet diese mit dem Zwecke der Dichtung zugleich den Zweck zu lehren, und zwar in dem Maße, daß der letztere vor dem ersteren unverhältnismäßig den Vorrang behauptet. Zwar in gewissem Sinne kann man ja jedes Gedicht ein Lehrgedicht nennen, denn welchem guten Gedicht würde nicht, wenn auch nicht die Absicht, doch die Fähigkeit zu belehren inne wohnen? Wer würde leugnen, daß das Drama durch die vor unsern Augen vorgeführte Handlung, durch die Darstellung von Persönlichkeiten in wechselnden Verhältnissen, bedeutenden Situationen und erregten Gemütsstimmungen, durch die Art der Herbeiführung, Entwickelung und Lösung eines tragischen Confliktes die reichste Gelegenheit und Veranlassung zur Belehrung biete? Wie sollte nicht das Epos, indem es eine Begebenheit von tief in das Leben einer Nation eingreifender Bedeutung vorführt, indem es ein Bild des gesammten Volkslebens, des religiösen, staatlichen und häuslichen Lebens, der Sitten- und Culturzustände aufstellt, uns zu belehren fähig sein? Am direktesten aber zeigt sich wohl die Eigenschaft Belehrung zu gewähren an den lyrischen Gedichten. Diese, ausgehend von der Individualität des Dichters, geben dessen jedesmalige Gemütsstimmung wieder und erregen in uns dieselbe und vermitteln so den Übergang der Gedanken und Wahrheiten, die in ihnen niedergelegt sind, aus seinem Geiste in den unsrigen, oder anders ausgedrückt, sie belehren.

Aber es macht sich doch ein wesentlicher Unterschied in der Weise zu lehren zwischen den anderen Dichtungsarten und dem didaktischen Gedicht geltend. Während jene, denen der Zweck der unmittelbaren Belehrung und des Nutzens, der aus ihr fließt, ganz fern liegt, ja ihrem Wesen geradezu entgegengesetzt ist, zunächst durch Bewegung des Gemüts und Erregung der Einbildungskraft wirken und erst in zweiter Linie den Verstand zur Reflexion und zur Abstraktion von Lehren veranlassen, tritt diese von vornherein mit der ausgesprochenen Absicht an uns heran, uns über den Stoff, mit dem sie sich beschäftigt, eine Summe von wissenswerten und befolgenswerten Dingen mitzuteilen. Wir sehen, daß diese Absicht durch einfache prosaische Darstellung ebenfalls zu erreichen wäre. Die poetische Form wird angewendet, um dem Ernst und der Trockenheit des Lehrens durch gehobene Sprache, eingeflochtene Episoden, Bilder, Gleichnisse u. s. w. Reiz und Anmut zu verleihen, der Stoff wird also nicht poetisch umgestaltet, sondern mit einem schmuckreichen Gewande gleichsam nur überkleidet.

Obgleich nun das eigentlich Poetische in der didaktischen Poesie auf Äußerlichkeiten beruht, so wäre es doch voreilig, jedes litterarische Produkt, das unter die Gattung der didaktischen Gedichte gezählt wird, als unberechtigt verwerfen zu wollen. Das verbietet einerseits die außerordentliche Kunst, mit der viele Dichter, trotz ihrer Absicht zu belehren, es verstanden haben ihrem Gegenstande

poetische Seiten abzugewinnen, andrerseits die Thatsache, daß die meisten Völker auf ihren frühesten Culturstufen sich der poetischen Form bedienten, um den Umfang und die Summe ihres Wissens darzustellen und mitzuteilen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß alle Völker, sobald sie die dazu notwendige Culturstufe erreicht haben, alles, was sie in ihrem politischen, socialen, religiösen Leben bewegt und in ihrem Bildungsgange weiter zu führen im Stande ist, in poetischer Darstellungsform festhalten und verbreiten. Es entsteht so die Dichtungsgattung des Epos und als dessen Unterart das didaktische Gedicht; jenes bringt in erzählender Weise die erhebenden Sagen von den Heldenthaten der Vorzeit, von der Gottesverehrung der Väter, von den Handlungen der Götter und ihrem Verkehr mit den Sterblichen und unter einander zur Darstellung, in diesem werden die Vorstellungen und Gedanken über das Dasein, über die Natur der Götter, über die Erfordernisse des Lebens zum Zwecke der Aufklärung niedergelegt. Beispiele solcher Lehrgedichte aus früher Zeit sind aus der Bibel das Buch Hiob, aus der deutschen Litteratur Freidanks Bescheidenheit, aus der griechischen die „Werke und Tage" und die „Theogonie" des Hesiod. [1]

Gerade bei den Griechen zeigt sich schon sehr früh die Gewohnheit und das Bedürfnis Lehren und Erfahrungen in poetischem Gewande mitzuteilen und in Empfang zu nehmen. Sogar die ersten Gesetze und Einrichtungen des bürgerlichen Lebens wurden in leicht zu behaltende Verse gebracht, damit diese bei Festen und Mahlzeiten zur Leier gesungen oder nach bestimmtem Maße hergesagt würden. [2] Die Hauptsätze der spartanischen Verfassung sollen von Lycurg selbst oder seinen Zeitgenossen in kurze Verse gefaßt sein, ebenso sagt man von den berühmten Gesetzgebern Zaleucus von Locri und Charondas von Catana, daß sie ihre Verfassungen in gebundener Form ihren Mitbürgern übergeben haben. Vorzugsweise gebrauchte man die poetische Form auch zur Belehrung über philosophische und naturwissenschaftliche Dinge. Die von den ionischen, pythagoreischen, eleatischen Philosophen aufgestellten Ansichten haben ihren Ausdruck in gebundener Rede gefunden.

Wenn so von den kunstsinnigen, für alles Schöne so leicht zu begeisternden Griechen die Poesie schon in früher Zeit Nützlichkeitszwecken dienstbar gemacht wurde, so werden wir nicht erstaunen derselben Erscheinung bei den nüchternen, kaltdenkenden Römern zu begegnen. Ihnen fehlt, wie Mommsen (R. G. S. 218) sich ausdrückt, die Leidenschaft des Herzens, die Sehnsucht das Menschliche zu idealisieren und das Leblose zu vermenschlichen und damit das Allerheiligste der Dichtkunst. Ihr ganzes Leben concentrierte sich nach außen hin in den Geschäften des Staats und des Krieges, in den politischen Parteikämpfen, in der Sorge für nützliche Einrichtungen, öffentliche Bauten, vorzugsweise auch für die Agricultur. Blos für das niedrig Komische zeigten sie von vornherein lebhaftes Verständnis und Interesse und gaben demselben hauptsächlich bei öffentlichen und ländlichen Festen ungebundenen Ausdruck. Von einem nationalen Heldengedicht, wie es so viele Völker als unvergängliches Zeugnis des Culturzustandes und der poetischen Gestaltungskraft ihrer Vorfahren besitzen, findet sich bei den Römern keine Spur, obgleich die Grundlagen dazu in alten Heldenliedern,

---

1) Wenn Einige, die die didaktische Poesie überhaupt verwerfen, nach Brunér (Decarmine didascalico Romanorum, S. 10) für jene Zeit in dem Mangel der prosaischen Form eine passende Entschuldigung für die Anwendung der poetischen zum Zwecke des Lehrens finden, so scheint es uns ein sonderbares Verfahren zu sein, einem Schriftsteller die von ihm gewählte Form nur deshalb gestatten zu wollen, weil eine andere zu seiner Zeit noch nicht vorhanden war. Im Gegenteil glauben wir mit der Ansicht nicht im Unrecht zu sein, daß gerade die Schriftsteller der frühesten Culturepochen ihren Werken unbewußt auch die für ihre Zeit passendste Form verliehen haben.

2) Schlosser, Weltgeschichte I, 285.

welche die Thaten berühmter Männer der Vorzeit verherrlichten, möglicherweise vorhanden waren.[1] Ganz mit dem Nützlichkeitstrieb der Römer dagegen übereinstimmend findet sich schon früh als wahrscheinlich ältestes Zeugnis römischer Litteratur eine Art römischer Werke und Tage, eine Unterweisung eines Bauern an seinen Sohn. Abgesehen von diesem Gedicht, das, wie es scheint, in trockenster Weise praktische Regeln des Landbaus in saturnischem Versmaß mitteilte, und den geistlichen Liedern, die aber nur eine zunftgemäße Bedeutung hatten, ist Rom während der eigentlichen Blütezeit der Republik ohne Litteratur. Eine solche ging erst hervor aus dem praktischen Bedürfnis der Schule, die lateinische Lehrbücher, und der Bühne, die lateinische Schauspiele brauchte. „Der maître de plaisir des großen Publicums und der Kinderlehrer haben im engen Bunde mit einander eine römische Litteratur geschaffen" (Mommsen, R. G. I, 880). Es leuchtet ein, daß ein solcher Ursprung, weil er von allen Dichtungsarten auf die der Prosa am nächsten liegende hinweist, ein besonders guter Boden sein mußte für die Entwickelung der didaktischen Poesie.

Bei näherer Betrachtung bemerken wir noch eine andere Eigentümlichkeit der römischen Litteratur, die ebenfalls, durch Darbietung eines besonders für solche geeigneten Stoffes, auf die vermehrte Produktion von didaktischen Gedichten von nicht geringem Einfluß war. Es ist dies die außerordentlich schnell erfolgte litterarische Formentwickelung und das bewußte Urteil, mit dem die gebildeten Römer schon früh diese Formen, sowie litterarische Produkte selbst, betrachteten und abschätzten. Ihre Litteratur entbehrt der kräftigenden und fruchterzeugenden Jugendperiode,[2] die, wie wir an den Griechen und andern Völkern sehen, erst notwendig den Höhepunkt der Blüte vorbereitet; sie geht von rohen, unentwickelten nationalen Anfängen, getragen von der weit sich ausbreitenden Herrschaft der römischen Nation, schnell und unvermittelt über zur Erkenntnis und Anwendung der Formen der Griechen, die in regelmäßigem Fortschritt poetischer Entwickelung den höchsten für sie erreichbaren Gipfel der Kunst längst erklommen hatten und nun bereits zur Feststellung der Kunstprincipien, teils durch beobachtende Abstraktion aus den Werken ihrer Meister, teils durch philosophische Speculation, so wie zu einer auf jene basirten Form- und Sachkritik, auf natürlichem Wege gelangt waren. Mit welchem Recht oder Erfolg sich die Römer ebenfalls auf diesen von den Griechen eingenommenen Standpunkt stellten, obgleich sie durchaus nicht auf eine bedeutende litterarische Periode in ihrer Vergangenheit zurückblicken konnten, ist hier nicht zu untersuchen; wohl aber nehmen wir wahr, daß so mancher Schriftsteller, indem er über litterarische Produkte im Allgemeinen und deren Wert oder Unwert, sowie über die Gesetze der Kunst und der Formen der Kunst nachdachte, sich gedrängt fühlte, seinen Gedanken mittelst der didaktischen Dichtungsweise Ausdruck zu geben. So ist der Entstehungsgrund zu einer ganzen Reihe von didaktischen Gedichten gegeben, deren Verfasser teils wie Attius in litterarhistorischem Sinne die Werke der Griechen und Römer betrachteten, teils wie Horaz oder der Franzose Boileau eine Feststellung der Regeln für jede Dichtungsart versuchten, deren richtige Beobachtung den Maßstab für die Beurteilung eines jeden einzelnen Gedichtes abgeben sollte.

Stoff und Veranlassung zu einer ganzen Anzahl von didaktischen Gedichten lieferte auch die Behandlung von philosophischen Gegenständen. Schon früh finden wir poetische Darstellungen der

---

1) Freilich wird auch das bestritten.

2) Cfr. Madvig in der Einleitung zu seiner Abhandlung: De L. Attii didascalicis: Adolescentia videtur ea appellanda, quum ingenium alacre et vegetum a primis conaminibus progressum vires exercet opesque promit et formas, quibus eae contineantur, ipsum sibi fingit, non sine legibus (nam tum quoque leges sequitur, quas ipsa natura praescribit easque sensim non verbis, sed ipsis operibus exprimit et proponit) sed legum tamen nondum gnarum et ita, ut operis sui rationem sibi non reddat.

pythagoreischen Philosophie, später treten uns poetische Umwandlungen von Auszügen philosophischen Inhalts aus den Stücken eines der ältesten griechischen Comödiendichter, des Epicharmus aus Megara, entgegen, zu gleicher Zeit treffen wir eine lateinische Bearbeitung in Versen der ἱερὰ ἀναγραφή des Euhemerus von Messene an. Der Epicureismus fand seinen Ausdruck in dem Lehrgedicht des T. Lucretius „De rerum natura."

Daß damit der stoffliche Umkreis der didaktischen Gedichte nicht geschlossen war, versteht sich von selbst. Es sollte mit dem Angeführten auch nur auf gewisse Gebiete des Darzustellenden aufmerksam gemacht werden, die entweder in hervorragender Weise zur poetisch-didaktischen Behandlung geeignet waren oder die römischen Dichter besonders zu einer solchen reizten.

In den Umfang der didaktischen Dichtung gehört in der römischen Litteratur auch die Satyre, sowie der poetische Brief und die Fabel. Die römische Satyre ist in ihrem Anfang weit fern von dem Begriff, den wir mit dem Worte verbinden. Während wir darunter eine witzige, spöttisch kritisierende Darstellung von öffentlichen und socialen Verhältnissen und Charakteren u. s. w. verstehen, bei der ebenfalls dem Verfasser die Absicht der Belehrung nicht nur nicht fremd zu sein braucht, sondern letztere oft gerade Hauptzweck ist, gleicht jene ungefähr dem, was wir mit dem Ausdruck „vermischte Gedichte" zu bezeichnen pflegen. „Sie zeigt gleich diesen nicht eigentlich eine positive Kunstgattung und Kunstweise an, sondern nur Gedichte nicht epischer und nicht dramatischer Art von beliebigem, meist subjektivem Stoff und beliebiger Form" (Mommsen R. G. I, 917). Dabei ist ihr aber das Moment, das sie zu Lehrgedichten stempelt, fortwährend eigen. Was den Ausdruck „satura" betrifft, so galt er ursprünglich von den bei den landesüblichen Festen herkömmlichen Aufführungen der Jugend Latiums, die in einzelnen Liedern oder komischen Erzählungen, vorgetragen unter gesticulierendem Tanz und begleitet von der tibia, bestanden und bald durch herumziehende Bänkelsänger auch auf die Bühne gebracht wurden.[1] Ueber die Ableitung und eigentliche Bedeutung des Wortes selbst ist man im Unklaren. Diomed. (p. 485 f. Keil; III, p. 483 Putsche) führt drei verschiedene Erklärungen an, von denen die zweite, die von der jährlich den Göttern dargebrachten mit den verschiedensten Früchten gefüllten Schüssel hergenommen ist, lange Zeit ausschließlich Beifall fand. Mommsen (R. G. I, 28; 223) greift auf die erste Ableitung zurück (σάτυροι, saturi) und nennt satura „den Mummenschanz der vollen Leute," „das beim Volkscarneval gesungene Lied."

Von Lucilius an und durch seinen Einfluß kommt in die Satyre das spöttisch kritisierende Element hinein, das ihr forthin als wesentliches Merkmal bleibt. Er selbst aber nannte seine Gedichte wohl Satyren, um dadurch auf die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts hinzuweisen.

Zum poetischen Brief kann jedes Lehrgedicht werden, wenn es an eine bestimmte Person gerichtet wird; specieller charakterisiert er sich dadurch, daß alles, was in ihm gesagt wird, zu der angeredeten Person in einer gewissen Beziehung steht. Dergleichen Briefe, launigen Inhalts, schrieb Sp. Mummius von dem belagerten Corinth aus an seine Freunde nach Rom. Auch einige Satyren des Lucilius, wenn man diese nicht sämmtlich mit Mommsen (R. G. II, 444) gleichsam offene Briefe an das Publikum nennen will, erhalten deren Charakter durch ihre an einige Freunde, besonders den Philologen L. Aelius Stilo, gerichtete Widmung.

Die Fabeldichtung, die mittelst kleiner, meist scherzhafter Erzählungen den Zweck der Belehrung verfolgt, tritt in der römischen Litteratur zunächst nicht selbständig auf, sondern wird in den Satyren

---

1) Von diesen Aufführungen schreibt sich wohl in den späteren Satyren noch das häufige Vorkommen der dialogisierenden Form her; möglich ist es sogar, daß die sporadische Anwendung der letzteren in einem Gedicht mit Veranlassung ward dasselbe satura zu nennen.

des Ennius und Lucilius als Mittel zur Darstellung benutzt. Erst in der Zeit des Tiberius und Claudius erhebt sie sich durch Phaedrus zu einer eigenen Gattung.

Bei der weiten Ausbreitung des Gebietes, aus dem der Stoff zu didaktischen Gedichten genommen werden kann, ist es ebenso erklärlich als herkömmlich, daß für dieselben eine bestimmte poetische Form nicht festgehalten wird. Unter den Versmaßen, die die Römer gebrauchten, kommt in der älteren Zeit vor Einführung des Hexameters das nationale saturnische fast ausschließlich in Betracht. Ueber die Beschaffenheit und das eigentliche Wesen desselben sind sehr verschiedene Ansichten aufgestellt und mit Heftigkeit verteidigt worden. Dennoch herrscht auch jetzt in dieser Frage noch keine absolute Sicherheit. Ritschl erkannte zuerst, daß zur Erforschung der Gesetze des Versmaßes auszugehen sei von den monumentalen Saturniern, wogegen H. Düntzer (Philol. XXVIII, 242—262), der von denen des Andronicus und Naevius ausgehen zu müssen glaubt, sowohl die frühe Anwendung der gebundenen Rede überhaupt bestreitet, als auch, daß es saturnische Inschriften mit Ausnahme der litterarischen des Naevius gebe. Die vielen Stellen bei den Schriftstellern, in denen die Bezeichnung carmen auf metrische Abfassung von alten Inschriften, Sprüchen, Gebeten und dergleichen, und somit meist auf den Saturnius hinweist, macht Düntzer dadurch für seine Ansicht ungefährlich, daß er zu beweisen sucht,[1] das Wort carmen schließe, indem es seine ursprüngliche Bedeutung „das gesungene Lied“ [2] in die Bedeutungen Spruch, Formel, Lehre abschwäche, keineswegs immer die Notwendigkeit der gebundenen Rede ein. Diesen Beweis hat er indeß nicht zu liefern vermocht.[3] — Die verschiedenen Auffassungen des saturnischen Versmaßes gehen vorzugsweise nach zwei Richtungen auseinander. Das eine Mal sucht man die Grundsätze der griechischen Metrik auf dasselbe anzuwenden nach dem Vorgang des Atilius Fortunatianus, bei dem es heißt (p. 2680 P): habet prima parte jambicum dimetron catalecticon, in secunda trochaicon brachycatalecton, quod ithyphallicum dicimus; jedoch gesteht derselbe zugleich so viele Abweichungen davon zu, ut vix invenerit apud Naevium, quos pro exemplo poneret. Dieser Richtung gehört auch Ritschl an, der in dem Schema

⏑ ´ ⏑ ´ ⏑ ´ ⏑ | ´ ⏑ – ⏑ – ⏑

Dabunt malum Metelli Naevio poetae

die ausgedehntesten Freiheiten gestattet. Auf der andern Seite sieht man von einem Einfluß der griechischen Metrik auf den Saturnius ganz ab und sucht denselben bloß rhythmisch zu erklären.[4] Teuffel[5] vergleicht ihn mit Anderen mit dem Nibelungenvers, mit dem er darin übereinstimme, daß die Silben keinen unveränderlich festen Zeitwert haben, sondern daß dieser mit dem natürlichen Wortaccent wechsele, in der Regel aber der Stammsilbe als der Trägerin der Bedeutung sich zuwende. Ebenso werde nur auf die Zahl der Hebungen Rücksicht genommen, und diese schwanke sogar noch zwischen 3 und 5; auf die Zählung der Silben werde wohl gar nicht geachtet. Auch das häufige Vorkommen der Allitteration habe der Saturnius mit dem Nibelungenvers, wie mit aller Volkspoesie, gemein.

Für die letztere Ansicht scheint auch der Umstand zu sprechen, daß der Saturnius weder die Positionslänge noch den Hiatus kennt, daß ferner die Senkung nicht nur nach Belieben aus langen oder kurzen Silben besteht, sondern auch oft genug völlig unterdrückt wird.

---

1) „Das Wort carmen als Spruch, Formel, Lehre“ Mützells Zeitschr. für Gymn. 1857, S. 1—33.

2) Carmen=casmen von cano; Casmenae, Camenae Liedesgeister.

3) O. Ribbeck „Ritschls Forschungen zur lateinischen Sprachgeschichte“ in Jahns Neuen Jahrbüchern für Philologie 77. 201 ff.

4) Serv. Verg. Georg. II, 385: ad rhythmum solum compositus.

5) Fleckeisens Jahrbb. 77 S. 181 ff.

Mommsen scheint mehr zu der ersteren Auffassung geneigt zu sein (R. G. I, 224). Er hält „die saturnische Messung, wie jede andere im römischen und griechischen Altertum vorkommende, für quantitativ, aber unter allen antiken Versmaßen für das am mindesten durchgebildete, da es außer andern mannigfaltigen Licenzen sich die Weglassung der Senkungen im weitesten Umfang gestatte."

Die übrigen Versmaße, die von den Römern, soweit wir wissen, für didaktische Gedichte gebraucht wurden, werden ihre Erwähnung finden bei Gelegenheit der Betrachtung der auf uns gekommenen einzelnen Lehrgedichte und der Ueberreste von solchen, zu der wir jetzt übergehen.

Was wir von didaktischen Gedichten der Römer aus der früheren Zeit kennen, ist meist nur so bruchstückweis und verstümmelt erhalten geblieben, daß es schwer hält über Inhalt und Form eines solchen Gedichts eine feste, klare Anschauung zu gewinnen. Dies bezieht sich gleich auf das älteste Lehrgedicht, von dem wir wissen, jene schon oben erwähnte Unterweisung eines Bauern an seinen Sohn, das zu gleicher Zeit für das erste Zeugnis der römischen Litteratur überhaupt gilt. Von den volkstümlichen saturnischen Versen, in denen es geschrieben war, läßt uns nur das einzig erhaltene Bruchstück:

hiberno pulvere verno luto grandia farra,
Camille, metes

das Mommsen (R. G. I, 459) übersetzt:

Bei trocknem Herbste, nassem Frühling wirst du, Knabe,
Einernten große Spelte.

Vermutungen über seinen Inhalt und seine Beschaffenheit anstellen. Es war danach wohl eine Sammlung von Regeln und Sprüchen, die sich auf landwirtschaftliche Verhältnisse, Wetter u. s. w. bezogen, in einem Ton wie unsre Bauernregeln gehalten waren und gleich diesen dem Landmann als Richtschnur oder Ratgeber bei seinen Verrichtungen dienen sollten. Schon jene wenigen Worte charakterisieren das Gedicht als ein Produkt ächt römischen Geistes, der nüchtern seine Aufmerksamkeit und Beobachtung auf das zunächst liegende Nützliche und Notwendige richtete, der aber auch aus dem belebenden Born der höheren griechischen Bildung noch nicht gekostet hatte.

Diese den Römern zugänglich zu machen, scheint mit ein Zweck des Gedichtes gewesen zu sein, das man dem Appius Claudius Caecus zuschreibt. Er war ein Mann von schöpferischem Genie, der bei allem Stolz auf den hohen Rang und die lange Reihe seiner Ahnen fast in allen Gebieten des römischen Lebens Veränderungen herbeiführte, bei denen auf herkömmliche Gesetze und Gebräuche keine Rücksicht genommen wurde, die aber in ihrem jedesmaligen Kreise die weittragendsten Folgen hatten. Und nicht zufrieden mit dem einflußreichsten Wirken auf der großen Bühne des öffentlichen Lebens, mit der Schöpfung von Straßen und Wasserleitungen, hatte er auch noch Zeit übrig neue Wege zu bahnen in der römischen Jurisprudenz, sogar in der Orthographie,[1] und in der Poesie. In die letztere trat durch seinen Einfluß und sein Beispiel zuerst das hellenisierende Element hinein, das forthin als tonangebendes der römischen Litteratur die einzuschlagende Richtung wies. Er behandelte in seinem Lehrgedicht, dessen Titel wir nicht kennen, nach dem Zeugnis des Cicero[2] die pythagoreische Philosophie, und zwar wohl in der Weise, daß er die Lehren des Pythagoras in kurzen Sprüchen wiederzugeben suchte. Wenigstens schienen uns darauf die Worte bei Festus p. 317: in Appii sententiis und in den Epp. ad Caes. des Ps. Sall. I, 1, 2: quod in carminibus Appius ait, ebenso die Beschaffenheit der erhaltenen Bruchstücke hinzudeuten. Das eine von diesen steht an

1) Er unterschied die beiden Laute r und s. Er schrieb nicht mehr Valesii, sondern Valerii.

2) Cic. Tusc. IV, 2, 4: mihi Appii Caeci carmen, quod valde Panaetius laudat epistola quadam, quae est ad Tuberonem, Pythagoricum videtur.

der eben angeführten Stelle des Ps. Sall.: quod in carminibus Appius ait, fabrum esse suaequemque fortunae, Worte, die sehr leicht sich der Form des Saturnius anpassen lassen:

fabér suaé fortúnae | únusquísquest ípsus, das andere bei Priscian VIII. p. 792 P.: Appius Caecus: amícum cúm vidés | óbliviscere miserias.

Der der Zeit nach nächste Verfasser römischer Gedichte von didaktischer Richtung war Ennius. In allen Dichtungsgattungen seiner Zeit sich versuchend wurde er hauptsächlich durch seine Annalen, in denen er in so genauem Anschluß an Form und Wesen des griechischen Epos, daß Homer zuweilen geradezu übertragen wird,[1] die römische Geschichte behandelte, und durch seine Tragödien bekannt und berühmt, die ebenfalls den griechischen des Euripides nachgebildet waren. Das Bedeutendste und Folgenreichste in der Erscheinung des Ennius ist die antinationale Tendenz, mit der er in den genannten wie in allen seinen Werken voll klaren Bewußtseins dem, was in der römischen Litteratur noch heimisches sein mochte, entgegentrat, ein Bestreben, bei dem ihm die Gewandtheit, mit der er die noch unbehülfliche römische Sprache dem heroischen Verse der Griechen, dem daktylischen Hexameter, fügsam zu machen wußte, zur Verdrängung des nationalen saturnischen Versmaßes nicht wenig zu Statten kam.

Bei dieser gegen die herkömmliche nationale Litteratur gerichteten Opposition hat sich Ennius doch das Verdienst erworben, das ihm auch Horaz zugesteht,[2] die Satyre als eine neue, den Griechen fremde Dichtungsart bei den Römern eingeführt zu haben, die forthin den lebhaftesten Beifall fand. Da wir über das Wesen und den Ursprung derselben schon oben kurz gesprochen haben, so können wir uns gleich zu dem, was von der Ennianischen Satyre zu sagen ist, wenden. Porphyrio zu Hor. Sat. I, 10, 47 nennt vier Bücher saturae des Ennius, Donatus zu Ter. Phorm. II, 2, 25 citiert aus einem sechsten. Es ist also erwiesen, daß mindestens 6 Bücher vorhanden waren; es sind aber wahrscheinlich deren mehr gewesen, so daß die saturae wohl die sämmtlichen kleineren Schriften des Ennius umfaßten. Wir glauben nicht, daß Vahlen (Ennianae poesis reliquiae XC) mit Recht verschiedene von den letzteren, wie den Sota, den Protrepticus, die Heduphagetica, den Epicharmus, den Euhemerus, als von den Büchern der saturae unabhängig hinstellt. Vahlen selbst folgert aus der Stelle des Diomedes[3], wonach jede einzelne satura aus verschiedenen Gedichten bestand (a. a. O. LXXXII.), daß dieser Verschiedenheit der Gedichte sich ein Unterschied des Versmaßes angepaßt habe. Sollte nun bei dem weiten Spielraum, der hiernach schon dem Begriff der einzelnen satura beizumessen ist, Ennius nicht seine sämmtlichen kleineren Gedichte seinen Büchern der saturae einverleibt, oder vielleicht sogar diesen Titel für eine Sammlung jener gebraucht haben? Daß jene Gedichte noch eine besondere Überschrift führen, würde auch für Vahlen kein Hindernis sein, sie den saturae zuzuzählen, da derselbe die Ueberreste des Scipio — ein Gedicht des Ennius, von dem G. Röper wahrscheinlich gemacht hat, daß es, wie schon Ältere annehmen, eine praetexta war — als den Inhalt des dritten Buches der saturae hinstellt. Aber mag das sein wie es will, so viel geht aus den Überresten hervor, daß diese wie jene einer leichteren Gattung von Gedichten angehörten, in denen der Dichter seiner didaktisch-neologischen Tendenz folgend seine Ansichten über die verschiedensten Dinge niederlegte und zu verbreiten strebte. Bisweilen benutzte er dabei als Mittel zur Darstellung und Belehrung die Fabeldichtung; so webte er die von Gell. II, 29 überlieferte Fabel Aesops von

1) So stimmt die Beschreibung der Bestattung der bei Heraclea Gefallenen (bei Vahlen, Enn. poes. rell. Ann. lib. VI, fragm. XI, S. 32) teilweis überein mit der Stelle im Homer, die von der Bestattung des Patroklus handelt. (Il. ψ, 114 ff.)

2) Er nennt ihn Sat. I, 10, 66 Graecis intacti carminis auctor.

3) Diomed. III, p. 482 P.: olim carmen, quod e variis poematibus constabat, satura nominabatur.

der Haubenlerche in die saturae ein und offenbarte zugleich den eigentlichen Sinn, die Moral derselben, so wie die ihn selbst leitende Absicht zu belehren in den Schlußversen:

Hoc erit tibi argumentum semper in promptu situm:
Ne quid exspectes amicos quod tute agere possies (V. S. 161).

Der Sota, dasselbe wie Sotades, des Ennius führt diesen Titel von dem griechischen Dichter dieses Namens, der durch die Heftigkeit bekannt war, mit der er in Gedichten, die in einem besonders dazu erfundenen und geeigneten Versmaß [1] verfaßt waren, gegen die Fehler seiner Zeitgenossen loszog, und der zugleich durch Veröffentlichung von mancherlei sittlichen Vorschriften der Verderbnis entgegenzuwirken suchte. Ennius hielt sich von einem schärferen Tadel des ihm Mißfälligen fern, zog aber wohl von jenen Lehren des Sotades diejenigen, die er für passend hielt, für sein Gedicht aus (V. S. XCI). Teils deswegen, teils und hauptsächlich, weil er in ihm ausschließlich das sotadeische Versmaß gebrauchte, gab er jenem Gedicht den Titel Sota, dem übrigens deshalb nicht mit Notwendigkeit die sämmtlichen in den Überresten der Satyren erhaltenen Sotadeen zuzuschreiben sind.

Der lehrhafte Inhalt eines anderen Gedichtes wird gleichfalls durch den Doppeltitel προτρεπτικός oder praecepta angezeigt; die Art desselben ist aus dem Bruchstück bei Vahlen S. 165 ersichtlich, in dem wohl der Jugenderzieher mit dem Landmann verglichen wird, der das in seinem Weizen sprossende Unkraut mit Emsigkeit ausjätet.

Die Heduphagetica enthalten in den 11 noch übrigen Hexametern eine Aufzählung von wohlschmeckenden Fischen und sind nach dem Muster der Gastronomie des griechischen Poeten der Kochkunst Archestratos von Gela verfaßt.

Der Epicharmus gab eine Darstellung der unter dem Namen dieses griechischen Dichters verbreiteten naturphilosophischen Poesieen und war wohl ganz in trochäischen Tetrametern geschrieben. In ihm wurde Ennius durch Bekanntmachung der allegorisierenden Religionsanschauungen der späteren Pythagoräer agressiv gegen die altrömische Landesreligion, deren Zersetzung er ebenfalls anstrebte durch seine lateinische, auch wahrscheinlich in trochäischen Tetrametern gehaltene Bearbeitung der „heiligen Geschichte" des Euhemerus, einer in Form von Reiseberichten aus dem wunderbaren Ausland verfaßten, auf die Erzählungen von den Göttern bezüglichen Aufklärungsschrift, deren schließliches Resultat war, daß es Götter weder gegeben habe noch gebe. So sehen wir Ennius ebenso auf dem Gebiet der Religion wie auf dem der Poesie eine antinationale revolutionäre Wirksamkeit entfalten.

Als Versmaße für diese lehrhaften Gedichte gebrauchte Ennius Trochäen und Jamben in mehrfacher Anzahl der Füße, sowie Sotadeen und Hexameter. Daß er auch den Saturnius anwandte, ist bei seiner Antipathie gegen die nationale Dichtungsweise nicht wohl zu glauben. Vahlen (S. LXXXV) nimmt freilich an, indem er auf die Möglichkeit einige Bruchstücke der Satyren saturnisch aufzufassen, hinweist, daß für den Dichter kein Grund vorgelegen habe den Saturnius, noch dazu in dieser Sammlung von vermischten Gedichten, zu vermeiden. Ist es aber wahrscheinlich, daß der Dichter, der den Hexameter in die römische Litteratur einführte, der die schwerfällige römische Sprache den griechischen Metren fügsam machte, der mit feinem Verständnis auf die prosodischen Eigentümlichkeiten dieser Sprache aufmerkte, sie erkannte und fixierte, daß dieser ein Versmaß wie das saturnische

---

1) Sotadeen (Lachmann Ind. Berol. 1849) bestehen aus ionici a maiore, von deren möglichen Variationen nur folgende angewendet werden: ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑. L. Müller (Lucilii Saturarum rell. S. 318) stellt für Ennius, Accius und teilweise Varro folgende Variationen fest: ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑, – – – –, ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –. Dagegen hat Müller kein Beispiel eines choriambus oder ionicus a minore gefunden.

benutzte, in dessen Natur mancherlei Unvollkommenheiten und Unschönheiten vereinigt schienen, die zu bekämpfen oder wenigstens in seinen Gedichten zu vermeiden er sich zur Aufgabe gemacht hatte?

In der oben schon angeführten Stelle des Diomedes III. p. 482 P. wird neben Ennius auch dessen Neffe Pacuvius als Satyrendichter genannt. Diese Angabe ist jedoch, da sie nirgends eine Bestätigung findet, als unsicher zu betrachten.

Dem antinationalen Treiben, das nach dem zweiten punischen Kriege als ein Zeichen der Zeit gegen alles Herkömmliche und Altrömische sich richtete und in nicht geringem Maße auch auf dem Wege der Litteratur durch die Thätigkeit eines Ennius und Anderer sich ausbreitete, trat eine Opposition entgegen, deren Hauptvertreter M. Porcius Cato war. Sein ganzes Leben war dem Wirken gegen den Hellenismus gewidmet, durch Beispiel und Lehre suchte er altrömische Sitte und Lebensweise wieder herzustellen. Doch hatte das hellenische Wesen schon zu große Fortschritte auf dem römischen Boden gemacht, als daß er bei aller Feindschaft dagegen nicht mit ihm hätte rechnen müssen. Er erkannte deshalb das, was er für wissenswert hielt, das Nützliche, aufs Praktische Gerichtete, dessen Kenntnis den Römern von den Griechen übermittelt wurde, so weit an, daß seine sämmtlichen Schriften wesentlich, nur freilich in anderer Art als die der Gegenpartei, unter griechischem Einfluß entstanden (Mommsen R. G. I, 938). Während seine Gegner auf die Vernichtung der römischen Eigentümlichkeit bedacht waren, suchte Cato die Errungenschaften griechischer Wissenschaft und Bildung in einer solchen Weise seinen Mitbürgern mitzuteilen, daß die Gefahr einer Verflachung, Verwischung oder gar Vernichtung der eigentümlichen Eigenschaften des römischen Volkes, denen dasselbe seine Größe und Macht verdankte, vermieden würde.

Von den ziemlich umfangreichen Schriften Catos, die, meist in der hier zuerst in der römischen Litteratur angewandten prosaischen Form verfaßt, zur Lösung dieser unendlich schwierigen Aufgabe mitzuwirken bestimmt waren, zeichnet sich durch gebundene Form allein das Lehrgedicht aus, das den Titel „Carmen de moribus“ führt. Analog den übrigen Schriften des alten Sittenrichters und in Berücksichtigung des durchaus nicht poetischen Aussehens der Überreste hielt man auch dieses Gedicht lange für Prosa, bis hauptsächlich durch die Forschungen Ritschls die Hauptbedeutung des Wortes carmen immer mehr in der Hinweisung auf die gebundene Form einer Rede oder Schrift erkannt und damit die Notwendigkeit jenes Werk Catos als ein Gedicht aufzufassen, dargelegt wurde. Des von H. Düntzer versuchten Beweises, daß das Wort carmen auch auf in Prosa Geschriebenes und Gesprochenes angewendet worden sei, und der darauf erfolgten Widerlegung O. Ribbecks ist schon oben gedacht.

Wenn man aber auch jetzt darüber ziemlich derselben Ansicht ist, daß das carmen de moribus in poetischer Form abgefaßt war, so gehen bei der ungenauen Überlieferung der wenigen Überreste in der Frage nach der Art der poetischen Form die Meinungen wieder weit aus einander. Während Kärcher, der zuerst die metrische Abfassung des Werkes betonte (Philol. VIII, p. 727), als Versmaß den trochäischen Tetrameter zu erkennen glaubte und Böckh (Acad. der Wiss zu Berlin 1854, 264) sich dieser Ansicht anschloß, entschied sich Fleckeisen für Sotadeen, eine Annahme, die er jedoch selbst später wieder fallen ließ. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat wohl die Ansicht Ritschls für sich, der in seiner Schrift: Spicilegium Saturniae poeseos den Maßstab des Saturnius an die Überreste anlegte und fand, daß dieselben sich dem saturnischen Rhythmus, teilweise wenigstens, mit nicht allzu großer Schwierigkeit fügten. So das dritte von den bei Gellius XI, 2 erhaltenen Fragmenten:

∪ – ∪ – Nam vita hu | mána própe uti ferrumst.
Sí ferrúm exérce | ás, contéritur úsu;
Si nón exérceás ta | mén rubígo intérficit,

wo nur die Worte ferrum nach si und usu eingefügt sind. Der nationale Saturnius scheint auch dem Wesen des Cato und dem Ziele seines ganzen Wirkens am meisten zu entsprechen. Von dem Schöpfer der römischen Prosa, dem eifrigen Verfechter altrömischer Eigentümlichkeit gegen hellenisierende Bestrebungen, ist wohl kaum anzunehmen, daß er für das einzige von seinen Werken, in dem er zur Mitteilung seiner Lehren die gebundene Form wählte, anstatt des sich von selbst darbietenden zweckentsprechenden nationalen Versmaßes den doch auch aus dem Griechischen stammenden trochäischen Tetrameter gewählt haben sollte. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß Cato durch Anwendung des immer mehr verschwindenden Saturnius der überhandnehmenden griechischen Dichtungsweise einen Damm entgegenzusetzen versuchte. Jedoch zeigt die Vereinzelung dieses Versuches, wie wenig Erfolg er von dem Ankämpfen gegen den Hellenismus auf diesem Felde selbst erwartete. „Er überließ die eigentliche Poesie als unrettbar verloren der Gegenpartei, obwohl sein Versuch nach dem Muster der älteren römischen, des appischen Sitten- und des Ackerbaugedichtes eine didaktische Poesie in nationalem Versmaß zu erschaffen, wenn nicht dem Erfolg, doch der Absicht nach bedeutsam und achtungswert bleibt." (Mommsen R. G. I, 937).

Während so dieses Gedicht einerseits durch seine Form uns den Cato als unversöhnlichen Feind aller auf Vernichtung römischer Eigentümlichkeit gerichteten hellenistischen Bestrebungen kennzeichnet, bestätigt es andererseits durch seinen Inhalt das, was wir oben aussprachen, daß er mancherlei Vorzüge der Griechen gelten ließ und für seine Mitbürger zu verwerten strebte, sobald dies ohne jene verhaßte Verdrängung des römischen Wesens geschehen konnte. Die Lehren nämlich, welche den Inhalt des Gedichtes ausmachen, werden teils mitgeteilt unter der Form des Lobes und der Empfehlung der alten Sitte der Väter, teils stammen sie vermutlich aus der Quelle der pythagoreischen Moralschriften; und deshalb „kann die poetische Sittenlehre des Cato angesehen werden als die römische Quintessenz oder, wenn man lieber will, das römische caput mortuum der griechischen Philosophie." (Mommsen R. G. I, 927.)

Ob das carmen de moribus den libri ad filium zuzurechnen sei, wird von Manchen bezweifelt; es ist aber wahrscheinlich, da Cato wohl in allen seinen belehrenden Schriften mit Ausnahme des liber de re rustica zunächst den Unterricht seines Sohnes ins Auge faßte; und es ist gewiß, wenn Kärcher und Andere im Gegensatz zu Jordan, welcher von dem Gedicht nur die drei bei Gell. XI, 2 angeführten Fragmente für übrig hält (Jordan „Catonis praeter librum de re rustica quae exstant), mit Recht auch noch andere Fragmente zu diesem ziehen, in denen zum Teil die Anrede an den Sohn vorkommt.

Wir wenden uns jetzt zu einer Reihe von didaktischen Gedichten, deren Verfasser, meist Dichter und Kritiker zugleich, sich mit litterarhistorischen Gegenständen beschäftigten. Der bedeutendste von ihnen ist der Tragödiendichter L. Accius, auch Attius oder Actius genannt, Formen, von denen indeß nur die beiden ersten inschriftlich erwiesen sind. Seine Wirksamkeit fällt in die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts der Stadt. In seinem didaktischen Hauptwerk, den libri didascalicon,[1] unternahm er es eine Geschichte der griechischen und römischen Litteratur zu schreiben, so jedoch, daß er hauptsächlich die Dramatik berücksichtigte,[2] die übrigen Gattungen der Poesie nur summarisch behandelte.[3] Der Titel didascalica erklärt sich aus einer Einrichtung, die im Theater von Athen

1) Teuffel im Tübinger Programm 1858, S. 35.

2) Luc. Müller. Lucil. sat. rell. S. 318.

3) Die Unhaltbarkeit der von Osann aufgestellten Ansicht, daß nicht der Tragiker Accius, sondern der Philologe Atejus der Verfasser der didascalica sei, ist von Madvig in der Abhandlung: De L. Attii didascalicis commentatio (Opusc. acad. I, 87 ff.) dargelegt worden.

getroffen war und die darin bestand, daß man dort Tafeln aufstellte, auf die man alles, was sich auf die scenischen Wettkämpfe bezog, aufgezeichnet hatte. Weil Aristoteles diese Tafeln, die man διδασκαλίαι nannte, als Quellen bei der Abfassung eines Buches benutzte, in dem über die Titel der aufgeführten Stücke, die Namen der Dichter derselben, die Zeit der Aufführung und Ähnliches Aufschluß gegeben wurde, so nannte er dieses Buch ebenfalls διδασκαλίαι. Der Titel wurde später von Alexandrinischen Grammatikern adoptiert und gelangte durch Accius auch in die römische Litteratur.

Die didascalica waren an einen gewissen Baebius gerichtet und umfaßten mindestens 9 Bücher, und nur 9 Bücher, wenn man in dem Inhalt des von Charisius 114 aus dem neunten Buche citierten Fragments

Nám quam vária sint génera póematórum, Baébi,
Quámque lónge distincta alia, áb aliís, sis, nosce

eine Hinweisung auf den Schluß des Werkes erblicken darf. Sie enthielten neben der fortlaufenden historischen Darstellung der Litteratur Urteile über die Dichter und ihre Werke, Hinweisungen auf Kunstgriffe,[1] deren sie sich bedienten, und Ähnliches. Ein genauerer Einblick in Plan und Zusammenhang des Gedichtes ist freilich bei der geringen Anzahl der Überreste, die noch dazu öfters unverständlich sind, nicht möglich.

Während nach Mercerus auch Madvig noch glaubte, daß das Werk in Prosa geschrieben sei, wurde auf dessen gebundene Form zuerst G. Hermann aufmerksam, der als Versmaß den trochäischen Tetrameter annahm. Nach ihm bewies jedoch Lachmann (ind. Berol. hib. 1849), indem er die Identität der von Gell. Noct. Att. VI, 9, 16 und Priscian 890 angeführten Sotadicorum libri und der libri didascalicorum des L. Accius betonte, daß das sotadeische Versmaß angewendet sei.

Von einem andern Lehrgedicht des Accius, ähnlichen Inhalts wie die didascalica, den libri pragmaticon, sind nur vier Fragmente auf uns gekommen, aus denen wir erkennen, daß es in trochäischen catalectischen Tetrametern geschrieben war.

In Verbindung mit den didascalica und pragmatica werden bei Gell. praef. 8 parerga des Accius genannt, die, nach dem einzigen durch Non. 61, 19 uns erhaltenen Fragment zu schließen, auf Landwirtschaft bezügliche Lehren in jambischem Versmaß enthielten. Zu diesen parerga ist vielleicht der bei Plinius n. h. XVIII, 24, 55 erwähnte praxidicus zu ziehen, der seinem Inhalte nach gleichfalls landwirtschaftlich — die Stelle des Plinius teilt daraus eine Vorschrift über die richtige Zeit zu säen mit —, der Form nach wahrscheinlich jambisch war.

Ungefähre Zeitgenossen des Accius waren die weniger bekannten und bedeutenden Dichter Porcius Licinus, Q. Valerius aus Sora und Volcatius Sedigitus, die wie jener litterarhistorische Stoffe in gebundener Form behandelten. Von Porcius Licinus sind die beiden von Gellius XVII, 21 citierten trochäischen Tetrameter:

Poenico bello secundo musa pinnato gradu
Intulit se bellicosam in Romuli gentem feram,

die die Entwickelung der römischen Litteratur sehr bezeichnend charakterisieren. Außerdem finden sich von ihm elf trochäische Septenare über Terenz in Suetons vita Terentii c. 1 f.

---

1) So das von Non. 165, 20 aus dem 2. Buche citierte Fragment:
Út dúm brevitátem velint cónsequí verbórum
Áliter ác sit réllatúm redhóstiánt respónsum,
das jedenfalls auf die ῥήσεις ἀγγελικαί hinweist. Müller a. a. O. S. 321.

Über Qu. Valerius Soranus wissen wir wenig Bestimmtes. Wahrscheinlich ist er der Valerius, von dem Varro De lingua lat. X, 70 den Vers anführt:

Accius Hectorem nolet facere, Hectora malet,

ein Vers, der auf ein Gedicht litterarhistorischen Inhalts hinzudeuten scheint. Bei Cic. de orat. III, 11, 43 nennt ihn Crassus litteratissimum togatorum omnium. Plinius fügt der Erwähnung, daß er seinem Buche eine Inhaltsübersicht beigegeben habe, die Bemerkung hinzu: (Plin. Nat. hist. praef.) hoc ante me fecit in litteris nostris Valerius Soranus, in libris quos ἐποπτίδων inscripsit.

Von Volcatius Sedigitus sind zwei Fragmente erhalten, das eine bei Gell. Noct. Attic. XV, 24, 1, wo in 13 jambischen Senaren in einer noch nicht erklärten Reihenfolge 10 Palliatendichter aufgezählt sind, das andere bei Sueton vita Ter. p. 294 Roth, aus drei auf den Terenz sich beziehenden jambischen Senaren bestehend.

Eine der ersten Stellen unter den Vertretern der didaktischen Richtung in der römischen Litteratur nimmt der Satyriker Lucilius ein, der teils dem Charakter der herkömmlichen Ennianischen Satyre gemäß in verschiedenen Formen über die mannigfaltigsten Gegenstände positiv Belehrendes mitteilte, teils und hauptsächlich aber den Zweck der Belehrung durch scharf ausgeprägte Opposition gegen alles Unrichtige und Unsittliche zu erreichen strebte, eine Opposition, der er durch die gefährlichen Waffen des Witzes und des Spottes den größten Nachdruck zu verleihen wußte. Dadurch daß das letztere Element in seinen Satyren in hervorragender Weise zur Verwendung kam, erlangte es eine solche Bedeutung, daß es bald für den Begriff der Satyre als unentbehrlich betrachtet wurde und so, nicht durch Änderung des eigentlichen Wesens, sondern durch vorwiegende Betonung einer neuen Seite, diese Dichtungsgattung auf neue Bahnen führte, auf denen dem Lucilius mit wenigen Ausnahmen die späteren römischen Satyriker folgten. Hält man diese Betrachtung fest, so ist es nicht auffallend, daß Horaz in der 10. Satyre des 1. Buchs einmal (v. 48) den Lucilius als inventor saturae, das andere Mal (v. 66) den Ennius als Graecis intacti carminis auctor hinstellte, da jeder von den beiden Dichtern in seiner Art an der Urheberschaft der Satyre Anteil hat.[1] (Vgl. oben über Ennius).

C. Lucilius ist geboren in der Latinerstadt Suessa Aurunca nach der Angabe des Hieronymus im Jahre 606 der Stadt, und nach derselben Quelle im Jahre 651 der Stadt, 46 Jahre alt, zu Neapolis gestorben. Die Richtigkeit der Angabe des Todesjahres wird von van Heusde (studia critica in Lucilium) mit mehreren Gründen bestritten, die sich indeß sämmtlich als nicht stichhaltig erwiesen haben. Denn einerseits ist die von dem Dichter erwähnte lex Licinia sumptuaria, die Heusde in das Consulat des P. Crassus versetzt, wohl schon während des Tribunats oder der Prätur desselben, und spätestens im Jahre 650 gegeben, andrerseits hat van Heusde keinen hinreichenden Grund, die Erwähnung einer lex Calpurnia bei Lucilius auf das im Jahre 686 gegebene Gesetz dieses Namens de ambitu zu beziehen, da ebensogut die lex Calpurnia de repetundis aus dem Jahre 605 gemeint sein kann. (Vgl. dazu C. F. Hermann im Gött. gel. Anz. S. 363 ff.) Am meisten Wahrscheinlichkeit hat der Grund, den van Heusde aus der Stelle des Horaz sat. II, 1, 34 entnimmt, in der Lucilius als senex bezeichnet wird, eine Bezeichnung, die doch auf einen Mann von 46 Jahren in keiner Weise passe. Freilich wird ihm mit Recht dagegen eingewandt, daß senex

---

1) Die Ansichten über die Beziehung des intacti carminis auctor sind geteilt. Während C. F. Hermann (Gött. gel. Anz. S. 388) und Andere es auf Lucilius beziehen, eine Ansicht, die auch Teuffel (Gesch. der röm. Litt. S. 201, Anm. 5) zu der seinigen macht, verstehen Luc. Müller (Luc. sat. rell. p. 295), Vahlen (Enn. poes. rell. p. LXXXIII) und Andere darunter, nach unsrer auf obige Auseinandersetzung gestützten Meinung mit größerem Recht, den Ennius.

nicht immer auf das hohe Lebensalter eines Mannes hinweist, sondern bisweilen auch ohne Rücksicht auf das Lebensalter von denjenigen gebraucht wird, die lange vor uns gelebt haben. Aber dem Sinne der betreffenden Stelle des Horaz scheint es doch weit mehr gemäß zu sein, das Wort senex in seiner gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen, da die Worte

quo fit, ut omnis
votiva pateat veluti descripta tabella
vita senis

offenbar einen weit reicheren Inhalt haben, wenn sie auf die durch die Schriften des Dichters ermöglichte Erkenntnis des ganzen Lebens des Greises Lucilius hindeuten, als wenn das „senis“ bloß an Stelle von „Lucilii“ gesetzt ist. Jedoch kann man, gestützt auf die Stelle allein, keineswegs mit Sicherheit annehmen, daß Lucilius das Greisenalter erreicht hat, am allerwenigsten aber die direkte Angabe des Hieronymus umstoßen, nach der der Dichter im Jahre 651 gestorben ist.

Dieselbe Stelle hat Wüllner (Allgem. Schulz. 1830, Nr. 155) auf die Vermutung geführt, daß Hieronymus nicht das Sterbejahr, sondern das Geburtsjahr des Dichters unrichtig angegeben habe. Zu Gunsten dieser Vermutung bringt Luc. Müller (Luc. sat. rell. p. 288. 289) eine Anzahl von Gründen bei, durch die sie ziemlich zur Gewißheit erhoben wird. Wir wissen, daß Lucilius zu dem jüngeren Scipio in einem so engen Freundschaftsverhältnis von solcher Art stand, wie es im Allgemeinen nur zwischen Personen von ziemlich gleichem Lebensalter vorkommt. (Vgl. Hor. sat. II, 1, 71—74). Nun war der Dichter, wenn er im Jahre 606 geboren war, im Todesjahre des Scipio, 625, erst 19 Jahr alt, so daß zwischen beiden ein so bedeutender Altersunterschied stattgefunden hätte, daß man das Zustandekommen und Bestehen einer wirklichen Freundschaft nicht wohl für möglich hält. Ferner ist es sicher, daß Lucilius vor Numantia unter Scipio Reiterdienste that; nach der Angabe des Hieronymus hätte er damals im Alter von 14 oder 15 Jahren gestanden und wäre demnach zum Dienste in dem Heere, dessen gesunkene Tüchtigkeit Scipio auch durch Hinzuführung von nur bewährten Mannschaften wieder zu heben suchte, wohl noch wenig tauglich gewesen. Endlich ist nicht anzunehmen, daß Lucilius die Bemerkungen, die er gegen den Lupus richtete, unter dem jedenfalls der Consul des Jahres 597 L. Cornelius Lentulus zu verstehen ist (vergl. Müller a. a. O. S. 289), und die er über die schimpflichen Niederlagen machte, die Viriathus den Römern beibrachte, erst viele Jahre später, nachdem das allgemeine Interesse sich längst von den zu Grunde liegenden Vorgängen abgewendet hatte, gemacht habe, wie es der Fall sein müßte, wenn Lucilius wirklich erst im Jahr 606 geboren war.

Wenn Luc. Müller durch diese Gründe, zu denen noch das horazische senex hinzukommt, einen Irrtum des Hieronymus höchst wahrscheinlich macht, so steigert er diese Wahrscheinlichkeit noch durch die Angabe des Umstandes, der jenen auf einen solchen Irrtum zu bringen geeignet war. Da die Jahresangaben bei den Römern sich gewöhnlich an die Namen der Consuln des betreffenden Jahres knüpften, so fand vielleicht Hieronymus in seiner Quelle die Nachricht, daß Lucilius unter dem Consulat des Postumius und Calpurnius geboren sei. Er nahm nun an, daß dies die Consuln des Jahres 606 gewesen seien, die mit vollständigen Namen Sp. Postumius Albinus Magnus und C. Calpurnius Piso hießen. Fast gleichen Namens waren aber auch die Consuln des Jahres 574, von denen der eine A. Postumius Albinus, der andere C. Calpurnius Piso hieß (Liv. XL, 35). Wie leicht konnte bei dieser Namensgleichheit Hieronymus bei nicht ganz genauer Ueberlegung darauf kommen, die Geburt des Lucilius gerade in das falsche Jahr zu setzen. Nehmen wir an, daß demselben dieser Irrtum wirklich passiert sei, so fallen die oben erwähnten Bedenken fort und auch der natürlichsten Erklärung der horazischen Stelle steht nichts im Wege.

Über das äußere Leben des Dichters haben wir nur wenige nicht besonders eingehende Nachrichten. Er war reich und vornehmen Standes — er war der Großonkel des Pompejus — und stand in freundschaftlichem Verkehr mit den hervorragendsten und besten Männern seiner Zeit. Staatsämter hat er, wenn nicht vielleicht in seinen jüngeren Jahren, nicht bekleidet, sondern er lebte in ruhigem Genuß seiner Muße. Ohne triftigen Grund nimmt van Heusde an, daß er in seinem Alter wegen seiner schonungs- und rücksichtslosen Angriffe auf die Fehler einflußreicher Personen in sehr bedrängte Lage gekommen sei.

Außer den 30 Bücher der Satyren hat Lucilius nichts geschrieben. Petermann versucht zwar (Jahns Jahrbb. 39, S. 165) aus einer Stelle des Horaz (sat. II, 1, 17) zu beweisen, daß jener ein Gedicht „Scipio" verfaßt habe, das nicht satyrischen, sondern epischen Charakters gewesen sei. Aber daß es nicht episch war, geht aus der Stelle des Horaz selbst hervor, der von Vers 12—15 erklärt von der epischen Dichtungsgattung fern bleiben zu wollen, weil er sich für unfähig hält in derselben etwas Bedeutenderes zu leisten, und dem deshalb Trebatius in den beiden folgenden Versen nicht ein episches Gedicht von Lucilius, die Scipiade, zur Nachahmung empfehlen kann. Satyrisch freilich in dem sarkastischen Sinn, wie Petermann dieses Wort faßt, war es auch nicht, wohl aber mochte in dem Kreise der satyrischen Gedichte, wie wir den Begriff bei Ennius gefunden haben und nach unsrer obigen Darstellung auch bei Lucilius festhalten, ein besonders auf den Scipio bezügliches Gedicht vorkommen, das Trebatius bei Horaz vor Augen hatte. Petermann kommt übrigens am Schlusse seiner Betrachtung über diesen Gegenstand zu einem Resultat, das seine vorherige Annahme ganz umstößt.

Die Meinung, daß Lucilius Comödien geschrieben habe, mochte der in einigen Beziehungen hervortretenden Ähnlichkeit seiner Satyren mit der älteren attischen Comödie ihren Ursprung zu verdanken haben. Eine solche Ähnlichkeit lag vor allen Dingen in der namentlichen Bezeichnung der Persönlichkeiten, auf die hier wie dort die tief verwundenden Pfeile des Spottes abgeschossen wurden. In Verbindung damit mochte der in den Satyren häufige Dialog an die ältere Comödie erinnern, wenn derselbe auch, wie wir oben sahen, nicht sowohl auf diese hinwies, als vielmehr aus dem alten römischen Saturaspiel übrig geblieben war.

Neben der von den alten Grammatikern bestätigten Einteilung der Satyren in 30 Bücher scheint noch eine andere in nur 2 größere Abschnitte existiert zu haben, wie aus der Erwähnung eines prior liber beim Auct. ad Her. IV, 12, 18 folgt. Wenn van Heusde jeden dieser Teile aus 15 Büchern bestehen läßt, so hat er dafür wohl nur den Grund, daß er glaubt die Aufschrift des 19. Buches, Collyra, auf den ganzen zweiten Teil beziehen und deshalb diesen mit dem 16. Buch anfangen zu müssen, sowie er die Aufschrift des 1. Buches, Consilium deorum, als für den ganzen ersten Teil gültig betrachtet. Das ist aber so wenig richtig, daß jene Bezeichnungen, anstatt als passende Aufschriften für eine Zusammenstellung einer Anzahl von Büchern dienen zu können, nicht einmal, ebenso wie Überschriften anderer Bücher, den Inhalt des einzelnen Buches, auf das sie hinweisen, umfassen. Eher läßt sich wohl eine Einteilung der Art annehmen, daß einmal die Bücher I—XXV, das andere Mal die Bücher XXVI—XXX. zusammengefaßt waren. Letztere sind erwiesenermaßen (Müller, a. a. O. S. IX, X) eher verfaßt als erstere und wahrscheinlich zusammen früher herausgegeben. Sie unterscheiden sich von jenen durch ihr mannigfaltiges Versmaß gegenüber dem in den ersten 20 Büchern — von den übrigen mit Ausnahme des 22., das zum Teil aus Distichen besteht, ist nichts erhalten — allein (Müller S. XII) angewandten Hexameter. Ebenso scheint das frühe Unbekanntwerden (Müller S. XIV) dieser Bücher auf ein äußeres Getrenntsein derselben von den übrigen, die lange Zeit mit Eifer gelesen wurden, hinzudeuten.

In Bezug auf die metrische Form schritt Lucilius nach Lachmann in der Weise fort, daß er zuerst im 26. und 27. Buch den trochäischen Septenar, im 28. den jambischen Senar, im 29. beide und wenige Hexameter gebrauchte, im 30. aber zu der fast ausschließlichen Anwendung des Hexameters überging.

In der Wahl wie in der Behandlung des seinen Satyren zu Grunde liegenden Stoffes legte sich Lucilius durchaus keine Fesseln an. Gewohnt mit scharfer Beobachtungsgabe und kritischem Blick die Ereignisse des öffentlichen und socialen Lebens ebenso wie die Vorkommnisse seines Privatlebens und die Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft zu betrachten, legte er die Resultate seiner Beobachtung in seinen Schriften nieder, ohne sich in ängstlicher Weise um die Innehaltung einer bestimmten Ordnung zu kümmern. Er wob dieselben teils in die Erzählungen und Beschreibungen von Mahlzeiten, Reisen[1] und ähnlichen Erlebnissen ein, Beschreibungen, die ihm dabei aber zugleich Selbstzweck blieben, teils schuf er sich mit schöpferischer Phantasie Situationen, die ihm zum Aussprechen seiner mit Spott gewürzten Urteile und Ermahnungen die reichste Gelegenheit boten. Für Letzteres ist ein Beispiel aus dem ersten Buch die Versammlung der Götter, in der darüber beraten wird, ob Rom noch ferner würdig sei des göttlichen Schutzes sich zu erfreuen.

Auf diese Weise wurden die Schriften des Lucilius einmal zu einem Spiegel, in dem sich das ganze Wesen seiner eigenen Persönlichkeit klar abzeichnete, so daß Horaz vollkommen Recht hatte in den schönen, teilweise schon oben betrachteten Versen (sat. II, 1, 30 ff.):

Ille velut fidis arcana sodalibus olim
Credebat libris, neque si male cesserat usquam
Decurrens alio, neque si bene: quo fit, ut omnis
Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita senis,

das andere Mal lieferten sie ein Bild der Zeit, das vorzugsweise durch den freimütigen Spott, der sich darin gegen politische und sociale Fehler und Schwächen richtete, eine litterarische Neuheit war. Diese Fehler und Schwächen, die kennen zu lernen und zu beurteilen ihm teils durch seine befreundete Stellung zu dem scipionischen Kreise ermöglicht, teils durch seine eigene Nichtbeteiligung an den politischen Wirren erleichtert war, griff Lucilius, wo er sie immer fand, rücksichts- und furchtlos an, mochte er nun dadurch bei mächtigen Personen Anstoß erregen oder die Eigenliebe der Masse des Volkes verletzen. Fehler und Schwächen, auch persönlicher Art, tadelte er an seinen Gegnern, von denen wir eine ganze Reihe in den Überresten seiner Schriften namentlich angeführt finden, mit schonungslosem Spott, aber auch an seinen Freunden, selbst an Scipio, sowie an sich selbst ließ er sie nicht ungerügt.

Namentlich wurden auch seine Collegen in der Dichtkunst von Lucilius nicht geschont. So sagt Gellius XVII, 21, 49: Pacuvius et Pacuvio jam sene Accius clariorque tunc in poematis eorum obtrectandis Lucilius fuit. Angriffe des Lucilius auf Accius bezeugt auch Horaz (sat. I, 10, 53), sowie daß er die Verse des Ennius verspottete, in dem folgenden Verse. Allzugroße Bescheidenheit scheint er bei der Vergleichung seiner eigenen dichterischen Leistungen mit denen jener nicht für notwendig gehalten zu haben. So sagt er im 30. Buch v. 3—4 wahrscheinlich vom Accius:

Et sua perciperet retro rellicta jacere
Et sola ex multis nunc nostra poemata ferri.

---

1) So waren in das dritte Buch, das die Beschreibung der Reise nach der sicilischen Meerenge enthielt, litterarhistorische Urteile über Accius u. s. w. eingefügt. Porph. ad Hor. sat. I, 10, 51.

Auch die Stelle bei Horaz (sat. I, 10, 55), die vielfach als ein Beweis für die Bescheidenheit des Lucilius aufgefaßt wird (Müller, a. a. O. S. 294), finden wir in den Ausgaben, die uns zur Hand sind, so interpungiert, daß sie notwendig das Gegenteil bedeutet. Während nämlich der Vers:

cum de se loquitur non ut majore reprensis

ohne eingeschobenes Trennungszeichen, wie Müller ihn a. a. O. S. 179 anführt, allerdings auf die Bescheidenheit des Lucilius hinweisen würde, die ihm nicht gestatte, trotz seines Tadels anderer Dichter sich selbst in seinen Reden für größer als diese zu erklären, wird die Bedeutung eine entgegengesetzte, sobald die Worte cum de se loquitur von den übrigen durch ein Komma getrennt werden. Dem Zusammenhang der Stelle nach würden beide Auffassungen erklärlich sein. Horaz will sagen, er habe bei seinem Tadel von diesem und jenem aus den Gedichten des Lucilius durchaus nicht die Absicht, den Ruhm dieses bedeutenden Satyrikers zu verringern. Es sei erlaubt selbst an dem größten Dichter, selbst an Homer, die Fehler zu tadeln, und eben Lucilius mache von dieser Erlaubnis gegen den Ennius und Accius Gebrauch, nach der einen Lesart, ohne sich, wenn er über sich selbst rede, für größer als die Getadelten zu erklären, nach der andern, und erkläre sich, wenn er über sich rede, geradezu für größer als jene. Im ersten Fall würde dann der Gedankengang weitergehen, daß auch er (Horaz) sich durchaus nicht für tüchtiger halte als den Lucilius, wenn er ihn auch hier und da tadle, im andern, daß gerade Lucilius, der sich ohne Weiteres über seine Vorgänger erhaben dünke, in seinen Schwächen Tadel verdiene, und daß er ihn also tadle, ohne sich aber über ihn hinwegzusetzen oder sich ihm nur gleichzustellen. Wir schließen uns der letzteren Auffassung der Stelle an, weil wir meinen, daß in den oben angeführten Versen des Lucilius sich ein Dichterbewußtsein offenbare, das demselben ein Herabsehen auf Ennius, Accius u. s. w. keineswegs allzuschwer machen mochte.

Wenn auch der Schwerpunkt der Luciliſchen Schriften in ihrer kritisch-ethischen Tendenz (Teuffel Litteraturgeschichte 132, 6) ruhte, so ließ sich der Dichter doch dadurch in seiner Freiheit nicht beschränken. So legte er z. B. im 9. Buche, das die Aufschrift „Orthographia“ führte, neben den auf diese sich beziehenden Regeln auch Ergebnisse seiner grammatischen und prosodischen Studien nieder, weniger wohl, um mit großer Gelehrsamkeit zu prunken, als um das Emporblühen dieser Studien in seiner Zeit auch, soviel an ihm lag, zu unterstützen.

Der Tadel, der die Satyren des Lucilius in alter und neuer Zeit getroffen hat, bezieht sich vorzugsweise auf die Flüchtigkeit seiner Schreibweise und den Mangel an Feile in seiner Versification. Beides hebt Mommsen (R. G. II, 447) vielleicht zu sehr hervor, während L. Müller (XXXII) den Dichter auch in dieser Beziehung zu verteidigen sucht. Beide Fehler werden von Horaz in seinen Satyren zu wiederholten Malen besprochen und sind notwendige Folgen der Schnelligkeit, mit der Lucilius bei der Verfassung seiner Satyren zu Werke ging.

In hora saepe ducentos,
Ut magnum, versus dictabat stans pede in uno

sagt Horaz von ihm (sat. I, 4, 9), und Lucilius bestätigt selbst an einer Stelle (fr. XI, 6) den Sinn dieser Worte. Während das stans pede in uno bei Horaz offenbar mit Übertreibung auf die Leichtigkeit und Schnelligkeit hinweist, mit der Lucilius sogar in schwieriger und nicht lange auszuhaltender Körperstellung große Massen von Versen hinzuwerfen pflegte, erklärt es van Heusde, als ob Horaz habe sagen wollen, daß Lucilius den Hexameter als einziges Versmaß angewendet habe. Das würde, abgesehen von der Unstatthaftigkeit dieser Auffassung der Worte, der Wahrheit, nach der Lucilius auch andere Versmaße angewendet hat, nicht entsprechen. Eine sonderbare Erklärung dieser Worte giebt Petermann in Jahns Jahrbb. 39, S. 156. Nach seiner Ansicht bedeuten die Worte stans pede in uno weiter nichts als daß Lucilius beim Diktieren seiner Verse eine recht

behagliche und bequeme Stellung eingenommen habe, und er sucht wirklich durch Anführung von alten Statuen zu erweisen, daß das Stehen auf Einem Fuße den Alten als ein Zeichen der Behaglichkeit und Bequemlichkeit gegolten habe.

Zu den an Lucilius getadelten Mißbräuchen gehört auch die häufige Anwendung griechischer Wörter (Müller S. 294). Das erste Wort, das ihm einfiel und in das Metrum sich fügte, war ihm recht. Auch diese Eigentümlichkeit des Dichters hat ihren Grund in der „genialen Leichtfertigkeit" (C. Fr. Hermann Gött. gel. Anz. S. 364), die ihn kennzeichnet.

Wir gehen von den Satyren des Lucilius zu den menippischen Satyren des M. Terentius Varro Reatinus über. Unter diesem Titel gab dieser gelehrteste aller Römer neben seinen zahlreichen übrigen Schriften eine Anzahl von 150 Büchern Gedichten heraus, über deren eigentliches Wesen, zumal was die Form betrifft, wir bei der verhältnismäßig dürftigen Zahl der erhaltenen Überreste auch jetzt noch, trotz aller Erörterungen, die darüber unter den Gelehrten stattgefunden haben, keine genaue Kenntnis besitzen, nach der Ansicht von Baumstark (Philol. XVIII, S. 548) auch nicht erlangen werden. Wenn auch die Vertreter der Ansicht, daß die menippischen Satyren eine aus Prosa und Versen gemischte Kunstgattung repräsentierten, denjenigen gegenüber im Rechte sein mögen, die sämtliche Überreste wieder in ihre, wie sie meinen, ursprüngliche poetische Form zu bringen trachten, so sind sie doch in der Vorstellung über die Art und Weise, wie Prosa und Poesie verknüpft sein mochten, keineswegs einig.

Daß Varro, wie Gellius II, 18, 6 erwähnt, selbst seine Satyren menippische nannte, ist ein Beweis, daß sie mit den Schriften des griechischen Philosophen Menippos, sei es in der Form, sei es im Inhalt oder in Beidem, übereinstimmten. Auf eine Übereinstimmung im Inhalt weist die an dieser Stelle gemachte, sowie Gell. XIII, 31, 1 wiederholte Bemerkung hin, daß diese menippischen Satyren von Anderen cynische genannt worden seien. Dagegen ist offenbar in der bekannten Stelle des Probus ad Verg. ecl. VI, 31, p. 14, 19 K.: Varro ... Menippeus ... non a magistro, cujus aetas longe praecesserat, nominatus, sed a societate ingenii, quod is quoque omnigeno carmine saturas suas expoliverat, eine formale Übereinstimmung angedeutet. Riese (Varron. rell. S. 14) vereinigt diese entgegengesetzten Angaben so, daß beide glaubwürdig seien, daß aber jeder der beiden Schriftsteller nur das erwähnt habe, was ihm für seine Absicht als nötig erschienen sei.

Wenn aber auch Probus bezeugt, daß sowohl Menippus wie Varro omnigeno carmine satiras suas expolivit, so finden wir doch in den fünf oder sechs erhaltenen Bruchstücken des Menippus nichts, was uns über die Bedeutung jener Worte genauer Aufschluß gäbe. Zwar sucht Riese (S. 11 f.) dadurch, daß er bei dem Lucian, dem Nachahmer des Menippus, den Gebrauch der aus Prosa und Poesie gemischten Rede ziemlich sicher erweist, die Anwendung dieser Redeweise auch für Menippus selbst und also für Varro als unanfechtbar hinzustellen; er muß aber doch einen so weiten Weg machen, um zu diesem Resultat zu gelangen, daß wir an die Richtigkeit desselben vielleicht glauben, aber bei weitem nicht davon überzeugt sein können. Da wir hiernach über die von Menippus in seinen Schriften angewendete Form nicht mit absoluter Sicherheit urteilen können, so werden wir auf einem anderen Wege zu einer Erkenntnis der Form der Varronischen Satyren zu gelangen suchen müssen. Betrachten wir die Stelle des Probus genauer, so bemerken wir, daß derselbe bei der Vergleichung der von Menippus und Varro angewendeten Form offenbar den Letzteren vor Augen gehabt und nach ihm die Wahl seiner Ausdrücke getroffen hat; das beweist einmal das quoque, das andere Mal das für den griechischen Schriftsteller durchaus nicht passende „satiras." Es wird demnach vorzugsweise von dem Varro gesagt, daß er satiras suas omnigeno carmine expolivit. Was heißt

das nun? Wir haben oben gesehen, daß das Wort saturae nach seiner allgemeinsten Auffassung Gedichte gemischter Gattung bezeichnet. Diese Bedeutung in der Stelle des Probus angenommen, so würde dieser von Varro sagen, daß er seine „Gedichte gemischter Gattung durch alle Arten von Gedichten ausgeschmückt hat." Wir sehen, daß satirae in seiner allgemeinsten Bedeutung und omnigenum carmen sich decken. Wollen wir also den Probus nicht geradezu etwas Absurdes sagen lassen, so müssen wir annehmen, daß er satirae in einem noch weiteren Sinne gebraucht hat als das Wort wohl sonst gebraucht worden ist. Da wir nun wissen, daß die Satyre zu der Gruppe der Dichtungsarten gehört, die der Grenze zwischen Poesie und Prosa am nächsten stehen, so werden wir annehmen müssen, daß an obiger Stelle das Wort satirae in seiner Bedeutung diese Grenze bereits überschreitet. Probus würde demnach sagen, daß Varro „sein aus Prosa und Gedichten zusammengesetztes Werk mit Gedichten aller Art ausschmückte." Es ist dann anzunehmen, daß in der Anschauung des Probus das prosaische Element ein solches Übergewicht erlangte, daß er ein besonderes Hervorheben des poetischen für nötig hielt. (Vgl. Riese, S. 17). Wir werden um so eher eine solche Erklärung gelten lassen, wenn wir daran denken, daß bei allem Mangel an zwingenden Beweisen doch immerhin die Wahrscheinlichkeit groß genug ist, daß Menippos in eben diesem aus Prosa und Poesie gemischten Genre geschrieben hat. Wenn Röper (Philol. XVIII, S. 422) sagt, „daß mit dem omnigenum carmen nicht eine Zuthat oder ein Bestandteil, sondern nur das Ganze selbst gemeint sein, und expolire sich nur auf die kunstmäßige Ausführung beziehen könne," so glauben wir, daß diese Ansicht eben deshalb nicht haltbar ist, weil die Ausdrücke satirae, wie diese Röper, der an eine durchaus metrische Abfassung der Satiren glaubt, im Sinne haben muß, und omnigenum carmen sich decken: denn Probus konnte doch von einem poetischen Werk in einer Dichtungsart, die ihrer Natur nach eine Mannigfaltigkeit von carmina bedingte, nicht nochmals sagen, daß es omnigeno carmine abgefaßt sei. Außerdem urteilt über die Auffassung von expolire Riese (S. 17) ganz recht, wenn er sagt: Ille (Roeper) enarrationem hujus loci unice veram hanc putat, carmine saturas expolire idem esse atque carminibus pulcris et expolitis constantes satiras scribere; quae si vera esset, profecto Probus perperam de Menippo scripsisset.[1]

In Bezug auf die Stelle des Cicero (Academ. I, 3, 9), in der man die Worte: atque ipse varium et elegans omni fere numero poema fecisti auf die menippischen Satyren bezieht,[2] und aus der Bücheler eine aus Prosa und Poesie zusammengesetzte, Röper eine bloß poetische Form derselben erweisen zu können glaubt, schließen wir uns der Meinung von Riese (S. 15 f.) an, der in den Worten auf keine von beiden Formen eine Hinweisung findet und außerdem glaubt, daß dieselben auf die sämmtlichen Dichtungen Varros, nicht nur auf die Menippeen, hinzielen.

Noch ist die Stelle des Quintilian (instit. orat. X, 1, 93), die über die römische Satyre handelt, zu erwähnen. Nachdem hier zuerst von der Lucilischen Satyre die Rede gewesen, spricht der Verfasser über die des Varro die Worte: alterum illud etiam prius satirae genus sed non sola carminum varietate mixtum condidit Terentius Varro, vir Romanorum eruditissimus. Während Roeper (S. 425) eine Beziehung dieser Worte auf teilweise prosaische Abfassung der Menippeen für

---

1) Roeper versucht (a. a. O. S. 421 f.) zu erweisen, daß Menippus nur in Prosa geschrieben habe, und erklärt demzufolge das Zeugnis des Probus für unrichtig.

2) Ritschl schließt aus diesen Worten auf ein besonderes Lehrgedicht des Varro, das vielleicht den Titel de rerum natura geführt habe. Starke Bedenken gegen diese Annahme führt Roeper (a. a. O. S. 434) an.

möglich, aber nicht für unbedingt notwendig erklärt und die angedeutete varietas carminum in der Mischung von Ernst und Scherz, oder vielmehr in der scherzhaften Behandlung von ernsten, ja philosophischen Stoffen, dem *σπουδογέλοιον*, findet, kommt Riese auf einem anderen Wege ebenfalls zu dieser letzteren Ansicht, obgleich ihm, der eine aus Prosa und Poesie gemischte Form der Satyren annimmt, daran gelegen sein mußte die Möglichkeit der Auffassung der Stelle in diesem Sinne darzuthun. Seine Auffassung wird bedingt durch die Erklärung des Wortes condidit, das er im Gegensatz zu Röper (S. 423), der es nach dem Sprachgebrauch der silbernen Latinität in dem Sinne von „etwas bereits Vorhandenes bearbeiten" faßt, nur als gleichbedeutend mit invenire oder primum excolere ansieht und in Folge dessen in den Worten prius satirae genus condidit einen Widerspruch bemerkt, dessen Lösung er nur durch Änderung des prius in verius erhalten zu können glaubt. Bei dieser Änderung würde dem Varronischen genus das Lucilische als sola carminum varietate mixtum entgegengesetzt sein, und die carminum varietas, da eine solche bei der so sehr überwiegenden Anwendung des Hexameters bei Lucilius an der Stelle Quintilians wohl kaum von der Form gemeint sein kann, sich auf die Mannigfaltigkeit des Inhalts beziehen müssen. Letztere ist aber dem Lucilius ebenso eigen wie dem Varro, so daß ein Unterschied sich in dieser Beziehung wohl nur insofern geltend machen würde, als Lucilius durch eine gewisse Einförmigkeit des Spottes hinter dem in allen Tonarten des Scherzes und der Laune sich über die ernsthaftesten Dinge verbreitenden Varro zurückbleibt. Selbst die Möglichkeit, daß Quintilian mit seinen Worten auf diesen Unterschied habe aufmerksam machen wollen, zugegeben, so hat die Erklärung der ganzen Stelle doch etwas so Gezwungenes, daß wir sie nicht für richtig halten können. Wir schließen uns deshalb teilweis der schon erwähnten Ansicht Röpers an, glauben aber, daß eine Beziehung auf die Form in den Worten Quintilians nicht nur gefunden werden könne, sondern daß diese Beziehung die nächstliegende und wahrscheinlichere sei. Das prius satirae genus geht offenbar auf die Ennianische Satyre im Gegensatz zur Lucilischen, und auch condidit würde, abgesehen von der oben angegebenen Röperschen Auffassung, sich so erklären lassen, daß man aus ihm vielleicht ein tractavit herausnimmt und dies mit dem prius illud satirae genus verbindet, und den in condidit liegenden Begriff von invenire auf die durch Varro zu jener Ennianischen Satyre hinzugekommene neue Eigenschaft, die durch non sola carminum varietate mixtum ausgedrückt wird, bezieht. Da wir wissen, in wie hohem Maße den Ennianischen Satyren eine solche carminum varietas nach Form und Inhalt eigen war, so werden wir das Neue, das die Varronische Satyre nach Quintilian charakterisierte, nur in einer Eigenschaft suchen müssen, die in dem Begriff „carmen" keinen Platz mehr hatte. Nun haben wir oben gesehen, daß das wesentliche Merkmal eines carmen die Abfassung in gebundener Rede war; ging also Varro über diese hinaus, so kommen wir zu demselben Ergebnis wie bei der Stelle des Probus, daß der Dichter seine Satyren in einer aus Prosa und Poesie gemischten Schreibweise verfaßte.

Durch diese Mischung von Prosa und Poesie ist die Satyre des Varro formell freier als die des Ennius und Lucilius, ja die Ungebundenheit, mit der Varro sogar in dem Ausdruck eines und desselben Gedankens plötzlich von der prosaischen zur poetischen Form übergegangen zu sein scheint, wie Riese gegen L. Müller behauptet, spottet des Zwanges von Regeln irgend welcher Art. Dabei sind aber die außerordentlich mannigfaltig zur Anwendung kommenden Versmaße meist in einer sehr korrekten Weise durchgeführt.

Die Menippeen des Varro repräsentieren eine dritte Gattung der römischen Satyre, die nicht weniger als die Satyren des Lucilius auf Eigentümlichkeit Anspruch hat. Wenn beide Gattungen, die Lucilische wie die Varronische, in dem Wesen der Ennianischen Satyre ihre gemeinsame Quelle haben, so hat sich bei Lucilius und seinen Nachfolgern das Element der Mannigfaltigkeit der Form

bald verloren, wogegen der Mannigfaltigkeit des Inhalts durch die kritisierende, oft sarkastische Behandlungsweise durchaus keine Schranke gesetzt war. Dagegen wendet Varro die Freiheit der Form in dem ausgedehntesten Maße an, unterscheidet sich aber rücksichtlich der Verschiedenheit des Inhalts dadurch von Lucilius, daß er politische Gegenstände, durch deren öffentliche Kritisierung jener neu und epochemachend war, nur sehr selten in den Kreis seiner Betrachtung zog.[1] Auf die von der des Lucilius abweichende Art, in der Varro seine Gegenstände behandelte, ist schon oben kurz hingewiesen; sie ist das, was den Dichter recht eigentlich charakterisiert. Begabt mit einem außerordentlichen Talent, abstrakte Lehren in plastischer Einkleidung zur Darstellung zu bringen, hält er als ersten Grundsatz durch seine sämtlichen Satyren die Regel der cynischen Philosophen, speciell des Menippus, fest, lachend die Wahrheit zu sagen. Wie dieser liebt er es nicht gegen das Thörichte und Schlechte mit den schweren Waffen des ernsten Tadels und der strafenden Ermahnung zu Felde zu ziehen, sondern er verbirgt meist seine Absicht zu belehren und zu bessern unter dem heiteren Gewande von scheinbar nur zur angenehmen Unterhaltung des Lesers erdichteten neckischen Situationen und scherzhaften Gesprächen. Dabei ist ihm jedes Glied aus der Stufenleiter des Scherzes und Witzes, von der anmutigsten Laune bis zur tollsten Carricatur, genehm, um Thorheit und Laster mit einem bunten Mantel zu bekleiden, der ihre Häßlichkeit und Abscheulichkeit zwar dem oberflächlich blickenden Auge verdeckt, der aber den ganzen Fluch der wirkungsvoller von ihnen abschreckenden Lächerlichkeit auf sie häuft.

In der Einkleidung dieser Scherze bewies Varro eine erfindungsreiche Mannigfaltigkeit. Eine besonders hervortretende Rolle ist, wie bei dem Vorbild und der ganzen Weise des Dichters natürlich, der „diogenischen Hundewelt" (Mommsen) zugeteilt; Titel wie Ὑδροκύων, Ἱππικύων und ähnliche geben dafür Zeugnis. Häufig benutzte er auch seine eigene Person zur Einkleidung, teils indem er die Fabel als eigenes Erlebnis erzählte, teils bei der Anwendung der dialogisierenden Form sich selbst eine Rolle zuweisend. Anreden wie Varro, Marce kommen häufig vor; unter den Titeln finden wir Marcopolis, Marcipor, Bimarcus. Im „befreiten Prometheus," „strohernen Ajax," „Hercules Sokratiker" und öfter werden mythologische Stoffe zur Erreichung von komischen Zwecken mit Erfolg verarbeitet.

Durch phantasiereiche Benutzung solcher und ähnlicher Stoffe, deren jedesmalige Eigentümlichkeit durch die oft seltsam gebildeten griechischen oder lateinischen Titel[2] ausgedrückt wurde, schuf sich Varro den Rahmen, in dem er nach Gefallen seiner eigentlichen Absicht der Polemik folgen konnte. Diese übte er, wie schon oben gesagt, weniger auf dem Gebiete der politischen Tagesfragen wie Lucilius, von dem ihn namentlich auch die Vermeidung aller heftigen Angriffe auf bestimmte Persönlichkeiten unterscheidet, sondern von dem Standpunkte des strengen Alten aus, der sich mit Stolz seiner einfachen, anspruchslosen Erziehung rühmte, verglich er mit den einfachen Sitten der Väter die Trägheit, Genußsucht, Sittenlosigkeit und Gewissenlosigkeit der Gegenwart. Mit Eifer wandte er sich auch gegen die immer mehr um sich greifende Seuche des Aberglaubens, der die einheimischen Götter verachtete und in den fremdartigen, demoralisierenden Culten Asiens Befriedigung suchte. Als eifriger Verehrer der hervorragenden Dichtergrößen seines Volkes, namentlich auch des Ennius und Lucilius,

---

1) Nach Baumstark (Philol. XVIII, 546) hat allein die Satyre Tricaranos, die auf das Triumvirat des Cäsar, Pompejus und Crassus sich bezieht, politische Tendenz.

2) Die mit περί beginnenden Nebentitel, die wir bei mehreren Satyren finden, rühren nach der Vermutung von Riese (p. 43 ff.), die viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, nicht von Varro, sondern von einem späteren Grammatiker her.

spottet er über die kraft- und gehaltlose Modepoesie seiner Zeit, die durch sogenannte Dichter, wie Clodius und Pompilius, in Flor gehalten wird. Am meisten, wie bei der cynischen Grundlage seiner Satyren natürlich, lacht er über die Thorheiten und Phantastereien der Philosophen, deren ziellose Zänkereien er als das komischste aller Schauspiele drastisch schildert.

Wenn die Varronischen Satyren an nicht wenigen Stellen eine selbst an den erhaltenen Bruchstücken noch sichtbare außerordentliche poetische Begabung ihres Verfassers bekunden, die diesen berechtigt sich denen zuzuzählen, welchen ein Gott es vergönnt hat, die Sorgen aus dem Herzen zu bannen durch das Lied und die heilige Dichtkunst, wenn vereint mit ihr Anmut, Witz und Laune wetteiferten die von dem Dichter beabsichtigten Lehren jedem zu empfehlen,

dem da Roma liegt und Latiums Blüte am Herzen (Mommsen),

so ist es sehr zu verwundern, daß jene, nachdem sie kurze Zeit mit Eifer gelesen worden waren, bald vernachlässigt, ja verachtet wurden. Selbst Horaz, der in Lob oder Tadel doch so manches unbedeutenderen römischen Dichters gedenkt, erwähnt die Menippeen des Varro nie, und die große Mehrzahl der Überreste ist uns durch die Aufzeichnungen des Nonius und anderer Grammatiker erhalten geblieben, die der oft altertümlichen Wörter wegen, die Varro gebraucht hatte, Stellen aus den Satyren citierten. Der Grund dieser Erscheinung mochte wohl in dem Umstande liegen, daß Varro eben ganz ein Alter war, und von diesem Standpunkte aus nicht müde wurde, das Lob der Sitte der Väter zu singen und zu der Rückkehr zu ihr zu ermahnen. Diese Ermahnungen, wenn sie auch in einem ansprechenden und reizvollen Gewande sich darboten, mochten doch der neuen Welt mit der Zeit ebenso langweilig und beschwerlich vorkommen, wie die altväterische Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Sitten selber. Dazu kam, daß die Durcheinandermischung von Prosa und den mannigfaltigsten poetischen Formen, wenn letztere auch durch Korrektheit des Versbaus sich auszeichneten, dem Geschmacke des Zeitalters nicht mehr zusagen oder genügen konnte,[1] in dem die Dichtergrößen der Römer, ein Horaz und Virgil, auch durch kunst- und planvolle Durchbildung der Form alle ihre Vorgänger weit überstrahlten.

In dem Verzeichnis der Schriften des Varro finden sich neben den saturae Menippeae noch 4 Bücher saturarum erwähnt, die wahrscheinlich in der Weise der Lucilischen Satyrendichtung gehalten waren. Es ist von ihnen nichts übrig. Wenn es auch möglich ist, daß Horaz (sat. I, 10, 46 f.) in den Versen

Hoc erat experto frustra Varrone Atacino
Atque quibusdam aliis melius quod scribere possem

unter den quidam alii auch den Varro in Bezug auf diese Satyren im Sinne hatte, so läßt sich dies doch ohne weitere Stütze nicht mit Sicherheit behaupten.

Die eben angeführten Verse des Horaz geben dafür Zeugnis, daß auch der Dichter P. Terentius Varro Atacinus, der in den Jahren 672—717 der Stadt lebte, Satyren in der Weise des Lucilius verfaßte, zugleich aber auch, wie wenig er in denselben an sein Vorbild hinanreichte. Immerhin scheint er jedoch für diesen Zweig der römischen Dichtung zwischen Lucilius und Horaz der bedeutendste Vertreter gewesen zu sein und diejenigen, die Horaz durch quidam

---

1) Wir erinnern daran, daß wohl aus ähnlichem Grunde die fünf letzten Bücher des Lucilius schon früh vergessen wurden.

alii[1] bezeichnet, ebenso weit überragt zu haben, als er hinter Lucilius zurückstand. Aus den wenigen Bruchstücken, die sich erhalten haben, läßt sich über die Beschaffenheit dieser Satyren nichts feststellen. Außerdem schrieb P. Terentius Varro einige Gedichte ebenfalls lehrhaften Inhalts, die sich griechischen Originalen anschlossen. So behandelte er nach dem Original des Alexander von Ephesus in seiner Cosmographia nach der Reihe Europa, Asien und Afrika und nach dem Muster des Aratus verfaßte er unter dem Titel „Ephemeris“ ein Gedicht, das über Wetterkunde handelte, in Hexametern.

An solchen Gedichten, die teils nach dem Vorgang der alexandrinischen Griechen mit einem ungemeinen Aufwand von Gelehrsamkeit und oft mehr Künstelei als Kunst meist nicht sehr bedeutende Stoffe in didaktischer Weise behandelten, teils wie die Aratea des Cicero Übersetzungen von bekannten Lehrgedichten der Alexandriner waren, leidet die letzte Zeit der römischen Republik keinen Mangel. Das Dichten war gewissermaßen zur Modesache geworden, und da man zur erfolgreichen Beschreitung der höher liegenden Bahnen des Drama, des Epos und der Lyrik weder Begeisterung noch Talent genug hatte, so suchte man sich die poetischen Sporen auf dem leichteren Gebiet des kleineren Lehrgedichtes, vorzugsweise des erotisch-didaktischen Gedichts, zu verdienen. Daß die auf diese Weise entstandenen Gedichte weder durch Vorzüge des Inhalts noch durch reizvolle Sprache sich auszeichneten, ist nicht zu verwundern.

Aus ihrer Anzahl ragt so weit, daß ein Vergleich unstatthaft erscheint, hervor das große Lehrgedicht des Lucretius „De rerum natura,“ das den bedeutendsten älteren Erzeugnissen des römischen Geistes ebenbürtig an die Seite tritt.

T. Lucretius Carus lebte von 655—699 der Stadt und gehörte den besten Kreisen von Rom an, ohne jedoch an dem öffentlichen Leben und Treiben persönlichen Anteil zu nehmen. Die Nachrichten, die Hieronymus über ihn liefert, daß er in Folge eines Liebestrankes wahnsinnig geworden sei, in den lichten Zeiten, die diesen Zustand unterbrachen, einige Bücher seines Gedichtes geschrieben und sich im 43. Lebensjahre selbst den Tod gegeben habe, haben bezüglich ihrer Richtigkeit nicht unwesentliche Bedenken erregt.

Das Gedicht ist in Hexametern geschrieben und enthält in 6 Büchern eine Darstellung der epicureischen Philosophie in der Weise des Empedocles. Lucretius giebt sich alle Mühe, die Grundlehren des Epicur von der Entstehung der Welt und alles dessen, was in ihr ist, den menschlichen Geist nicht ausgeschlossen, aus dem Zusammenfluß von Atomen nebst allen ihren Consequenzen in mathematischer Schlußfolge zu erweisen, findet aber bei diesem Bestreben in der Unmöglichkeit, eine so ganz mechanische Weltanschauung in poetisch ansprechender Weise zur Darstellung zu bringen, so viel Hinderliches, daß einzelne Teile seines Gedichtes nur mit Überwindung und Ausdauer zu lesen sind. Dies sagt Cicero ad Quintum fratrem II, 11, 14: Lucretii poemata ut scribis, ita sunt: multis luminibus ingenii, multae etiam artis; sed cum ad umbilicum veneris, virum te putabo. Abgesehen aber von dem Mißgriff, den Lucretius damit that, daß er subtile Betrachtungen über unteilbare Körperchen und deren Figuren und Bewegungen, über das Leere, über die Natur des Geistes und der Seele und über ähnliche Dinge in poetischer Form anzustellen unternahm, zeigt er, wo er sich von diesen selbst angelegten Fesseln des Stoffes frei macht, die hohen und glänzenden Eigenschaften, die den wahren Dichter kennzeichnen. Diesen bekundet auch die eigentliche Grundlage,

---

1) Außer M. Terentius Varro mit seinen 4 Büchern saturarum werden noch L. Albucius (cujus Luciliano charactere sunt libelli, Varro R. R. III, 2, 17), C. Trebonius und die Freigelassenen Saevius Nicanor und Lenaeus als Verfasser von Satyren in der Art des Lucilius genannt. S. Teuffel, Röm. Litter.-Gesch. 28, 2.

auf der das Gedicht ruht, die Idee, die den Verfasser erfüllt und leitet. Es ist die Anschauung des Elendes, des Verderbens und der Trostlosigkeit seiner Zeit, das Gefühl und die Erkenntnis, daß das Vaterland, wenn es auf dem eingeschlagenen Weg weiter fortschreite, dem unvermeidlichen Verderben verfallen sei, was ihn antreibt nach Mitteln zu suchen, die das Übel zu beseitigen und der Welt den verlorenen Frieden wieder zu geben im Stande seien. Als Ursache alles Unheils erkennt er die drückende und zur Verzweiflung treibende Furcht vor den Göttern und vor dem Tode; wiederholt spricht er von der unerträglichen Last, die die Religion mit ihren Schreckbildern auf die geängsteten Gemüter häufe, sowie von der unseligen Einwirkung der Todesfurcht auf die Handlungen der Menschen, und er ist stolz auf das Verdienst, das er sich um die Menschheit erwerbe, indem er diese schweren Fesseln von ihr nehme. Die Furcht vor den Göttern und vor dem Tode zu beseitigen erscheint ihm als das einzige Heilmittel für die krankende Menschheit. Auf wie thörichten Einbildungen die erstere beruhe, sei ersichtlich aus der Natur der Götter, die in keiner Weise sich um das Wohl oder Wehe der Sterblichen kümmern, sondern in beschaulicher Ruhe ein sorgloses Leben führen (lib. VI, 58; I, 155). Die Todesfurcht aber sei grundlos, da es ein Leben nach dem Tode, in dem den Menschen vielleicht schmerzhafte Strafen erwarteten, nicht gebe und da der Tod die beste Erlösung von dem Elend und den Sorgen, dem unruhigen Hoffen und Fürchten dieses Erdenlebens sei.

In der Darlegung dieser und ähnlicher Gedanken erhebt sich der Dichter an vielen Stellen zu einer Erhabenheit, die nicht selten in seiner festen Überzeugung von der Wahrheit seiner Lehre wurzelt, die aber auch von seiner hohen dichterischen Befähigung ein glänzendes Zeugnis giebt. Der Erhabenheit des Inhalts paßt sich die Erhabenheit der Form würdig an; seine Hexameter haben nicht die Leichtigkeit und Glätte, die den Virgilischen eigen ist, aber „sie wälzen sich mit gewaltiger Langsamkeit dahin gleich dem Strome flüssigen Goldes“ (Mommsen III, 574). Lucretius wendet sich verächtlich ab von der tändelnden Modepoesie seiner Zeit, verehrt dagegen als glänzendes Vorbild den Ennius (lib. I, 117 ff.), und zwar nicht nur in Bezug auf die Form, in der ihm die fortgeschrittene Ausbildung der Sprache eine Vermeidung der mancherlei Härten, die sich bei jenem fanden, ermöglicht, sondern auch in Bezug auf die Tendenz: auch jener hatte ja durch die von ihm ausgehende Verbreitung der Lehren eines Epicharmus und Euhemerus die Vernichtung des Glaubens an ein Eingreifen der Götter in die Schicksale der Menschen sich zum Ziel gesetzt.

Der ersehnte und erstrebte Ruhm, den zu erlangen der Dichter keine Mühe und Arbeit scheut (I, 143), vor keinen Schwierigkeiten, wie sie für den zu behandelnden Stoff vorzugsweise in der Dürftigkeit der lateinischen Sprache (I, 136 ff.) lagen, zurückweicht, erwirbt er sich nicht am wenigsten durch vorzügliche Schilderungen aus der Natur und aus dem Leben der Menschen. Wir erinnern nur an die ergreifende Beschreibung der Pest zu Athen im 6. Buch. Indes scheint er doch bei seinem von der Gegenwart abgekehrten Wesen bei seinen Lebzeiten nicht in dem Maße Anerkennung gefunden zu haben, als er später von den Dichtern der augusteischen Zeit verehrt wurde. Von diesen zeigt Horaz an vielen Stellen (Teuffel R. Litt. 201, 2) eine genaue Kenntnis des Gedichts „De rerum natura“ und vom Virgil heißt es bei Gell. I, 4, 7, daß er nicht allein in einzelnen Worten, sondern in ganzen Versen und Stellen dem Lucretius gefolgt sei. Auch in neuerer Zeit hat die Muse des Lucretius stets begeisterte Verehrer gefunden, wenn es auch nicht an solchen gefehlt hat, die, zurückgeschreckt durch die langatmigen physikalischen Untersuchungen, ein abfälliges Urteil über das Gedicht fällten. Unter den Dichtungen didaktischer Natur nimmt dasselbe jedenfalls in der römischen Litteratur eine der ersten Stellen ein; namentlich hat es für uns auch dadurch einen besonderen Wert, daß es im Gegensatz zu den vorher von uns betrachteten didaktischen Gedichten

3 0112 105476797

nahezu in dem Umfang auf uns gekommen ist, der ihm vom Dichter gegeben wurde. Freilich ist ebenso bezeugt, daß dieser die letzte Hand an sein Werk nicht gelegt hat.

Wir brechen mit diesen Bemerkungen über das Lehrgedicht des Lucretius diese Abhandlung über die didaktische Poesie der Römer während der Dauer der Republik ab. Wenn auch die Satyren des Horaz einige Jahre vor den Georgica des Virgil verfaßt sind, so gehören sie doch, wie ihr Verfasser selbst, ihrer Natur nach in die Zeit, in der nach dem Zusammensturz der römischen Republik bereits der Glanz des neuen römischen Kaisertums sich vorbereitet, und sind im Zusammenhang mit den litterarischen Produktionen dieser Zeit zu betrachten.